№ 118 Breslauer 1848.

Beobachter

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

Sonntag, den 23. Juli.

Vierzehnter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends und Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nrn. Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis Abends 4 Uhr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Lokalitäten.

Communal-Angelegenheiten.

(Sitzung der Stadtverordneten am 20. Juli.)

(Beschluß.)

Ein Antrag Siebig's. Der Stadtv. Siebig stellt den Antrag, über den Geisteszustand des seit langen Jahren in der Irrenanstalt Leubus wohnenden Breslauer Bürgers und Dr. Nagel genaue Erkundigung einzuziehen, um zu erfahren, ob denn seine Rückkehr nicht möglich sei. Stadtv. Hammer erwidert, er sei soweit geheilt, daß seiner Rückkehr nichts im Wege stehe, wenn er einen Revers unterzeichne, daß er sich der ärztlichen Praxis begeben wolle; dies wolle er aber nicht. Stadtv. Guhrauer erklärt als Decernent in der Nagel'schen Angelegenheit, der Direktor der Irrenanstalt, Martiny, habe jetzt vor Kurzem zum Erstenmal brieflich erklärt, daß Nagel allenfalls nach Breslau kommen könne, aber doch noch nicht vollkommen geheilt sei. — Linderer macht aufmerksam, daß die Sache jedenfalls einer genauen Nachfrage bedürfe, zumal man behaupte, Martiny habe in Leubus eine unbegrenzte Macht, was auch aus einem Artikel der neuesten Bresl. Zeit. hervorgehe. Dr. Grätzer meint, wenn ein Irrsinniger zurückkehre, müsse auch Garantie vorhanden sein, daß er kein weiteres Unglück anrichten könne, auch sei die Anstalt Leubus ein Staats-Institut, und nur der Regierung stehe es zu, in dieser Sache weitere Schritte zu thun. Regenbrecht als Vorsitzender, faßt den Antrag so: Ob der Magistrat die Regierung in der Nagel'schen Sache um Recherche angehen solle? was die Versammlung bejahte.

Bürgerrechts-Gesuch. Es kamen um das Bürgerrecht ein und erhielten dasselbe zu dem gewöhnlichen Kostensatze: 1 Fischer, 1 Restaurateur, 4 Kaufleute, 1 Productenhändler, 1 Kleiderhändler, 1 Schneider, 1 Handelsmann, 1 Viktualienhändler, 1 Hausbesitzer; zum ermäßigten Kostensatze, 3 Schuhmacher, 1 Klemptner, 1 Müller, der im vorigen Jahre auf den ganzen Kostensatz verpflichtet wurde, denselben aber nur zur Hälfte zu erschwingen im Stande gewesen ist, und 1 Tischler. — Kostenfrei erhielt das Bürgerrecht die Wittwe des am 17. April erschossenen Haushälters Griebsch; das Gesuch eines Graveurs um unentgeltliches Bürgerrecht ging an den Magistrat zurück.

Aussetzung einer Prämie für die Entdeckung böswilliger Brandstifter. Unter dem 20. August 1846 war eine solche Prämie von 100 Thlr. ausgesetzt worden. Da der Brand, Neue Weltgasse Nr. 24 unwiderleglich von boshaften Händen angelegt ist, so will der Magistrat die Aussetzung jener Prämie öffentlich bekannt machen. Die Versammlung giebt ihre Zustimmung.

Antrag auf Verlegung der Verkaufsstellen um das Standbild Friedrich des Großen. Ein solcher Antrag ist von „Künstlern und Bürgern" im Interesse des guten Geschmacks der Versammlung anonym zugekommen. Er ruft eine kleine Debatte hervor, in welcher sich Grund und Rösler gegen eine solche Verlegung aussprechen, und wird endlich, ohne Beschluß herbeizuführen, ad acta gelegt.

Antrag auf Sicherheit der Viehmarkts-Besuche. Mehrere auf dem Viehmarkt vorgekommene Excesse und Entwendungen haben einen Anonymus zu dem Antrage veranlaßt, die Bürgerwehr möge dort Sicherheit und Ordnung schaffen. Regenbrecht spricht sich dagegen aus, weil die Bürgerwehr Lasten genug und weit höhere Zwecke habe, als sich auf solche Weise förmlich ermüden und todt machen zu lassen.

Die Polizei müsse auch ferner ebenso, wie das Militär das Recht des ersten Angriffs haben. Gegen diese letztere Aeußerung protestirte Stdtv. Guhrauer sehr energisch, die Polizei müsse ihre Pflicht thun, und reiche mit ihrer Mannschaft, Constablern und Gens'armerie vollkommen beim ersten Angriffe aus, wo dies nicht der Fall sei, werde sie von der Bürgerwehr unterstützt werden. Ihm stimmten Lockstädt, Linderer und Andere vollkommen bei und Regenbrecht erklärte, er sei selbst gegen ein allgemeines Einschreiten des Militärs, nur meine er, könne dasselbe wohl verwendet werden, wenn gerade in der Nähe einer Militärwache Excesse begangen werden. Die Versammlung beschloß, an den Magistrat den Antrag zu stellen, sich in dieser Hinsicht an die Polizeibehörde zu wenden, und sich über deren Kräfte Auskunft ertheilen zu lassen.

Abänderung des § 57 der Stol-Taxe vom 13. Novb. 1840. Es sind von Privaten und Sterbekassen viele Beschwerden darüber eingelaufen, daß in der 5. Klasse der Sarg bedeckt getragen werden müsse und der Magistrat ist der Meinung, auch der Klasse V. das Recht zu ertheilen, den Sarg offen zu tragen. Die Versammlung giebt ihre Zustimmung. Bei dieser Gelegenheit macht Linderer auf die entwürdigende Begräbnißweise mit der Nasenquetsche aufmerksam, und beantragt eine Revision der wichtigsten §§. der Stoltaxe, wo dann auch in der Klasse VI. und VII. die Plattsärge nicht mehr nothwendiges Attribut bleiben dürften.

Bürgerwehr.

In seinem Programm erklärt das Ministerium Auerswald über die Bürgerwehr: der Beruf derselben sei, die verfassungsmäßige Freiheit und die gesetzliche Ordnung zu schützen, so wie bei der Vertheidigung des Landes gegen äußere Feinde mitzuwirken. — Dieser letztere Passus ist so verfänglich, daß wir nicht verfehlen dürfen, die Bürgerwehr vor einem Eingehen auf denselben zu warnen. Erstens ist es nicht wahr, daß die Bürgerwehr die Pflicht hat, bei der Vertheidigung des Landes gegen äußere Feinde mitzuwirken, weil diese Pflicht nirgends gesetzkräftig ausgesprochen ist und das Ministerium Auerswald doch wahrlich nicht die Macht hat, den Staatsbürgern nach Gutdünken Pflichten aufzuerlegen. Zweitens ist die Vertheidigung des Landes gegen äußere Feinde Sache des stehenden Heeres und der Landwehr. Drittens würde sich die Bürgerwehr durch Anerkennung jener Pflicht in eine Mausefalle begeben, wenn man erwägt, daß sie sich dadurch den Anordnungen des Kriegsministeriums unterwerfen, der kriegsministeriellen Dislocation aussetzen und also ihre Souverainität vollständig aufgeben würde, sobald es der Regierung gefiele, irgend einen ihren Zwecken entsprechenden Krieg anzufangen. — Die Bürgerwehr hat demnach zur Wahrung ihrer verfassungsmäßigen Stellung und ihres Rechts gegen die Auferlegung der Pflicht, bei der Vertheidigung des Landes gegen äußere Feinde mitzuwirken, entschieden zu protestiren. — Dies schließt indeß das Recht zu einer solchen Mitwirkung nicht aus; und zuverlässig wird die Bürgerwehr bei einem Angriffe des Feindes auf ihre Stadt von diesem Rechte Gebrauch

machen. Nur dagegen muß sie sich verwahren, daß man ihr durch irgend eine geschickte Escamotage aus dem Rechte eine Pflicht macht, weil sie durch Anerkennung dieser Pflicht Gefahr läuft, zu einem Werkzeuge der Regierung gemacht zu werden.

Glückliche Freiwerberei.

Ueber den jetzigen englischen Cabinetsminister Labouchere hören wir folgendes. Er war 1822 Commis in dem großen holländischen Bankierhause Hope zu Amsterdam und wurde von seinem Prinzipal nach London geschickt, um dort mit dem Hause Baring eine Anleihe abzuschließen. Er legte dabei so viel Geschick an den Tag, daß Baring aufmerksam auf ihn wurde. Ach, sagte er eines Tages zu diesem, Sie haben eine allerliebste Tochter, möchten Sie mir nicht deren Hand geben. Junger Mann, entgegnete Baring, ich bin Ihnen zwar sehr gewogen, aber meine Tochter kann ich doch nicht gut einem bloßen Commis geben. Wie aber, wenn ich Associe des Hauses Hope wäre? frug Labouchere. Das wäre etwas anderes! rief Baring.

Labouchere verabschiedete sich und reiste nach Amsterdam. Hier stattete er seinem Prinzipal Bericht ab und sagte: Herr Hope, ich wünsche Ihr Associe zu werden. Hope erwiderte lächelnd: Sie sind ja ohne Vermögen. Wenn ich aber Barings Schwiegersohn werde? frug Labouchere. Potz tausend, schrie Hope, ich sage Ja.

Zwei Monate darauf hatte Labouchere Hochzeit mit Miß Baring und war Hopes Associe.

Ein Bild aus dem Leben.

(Original-Brief eines Dienstmädchens an dessen Mutter.)

Liebe Mutter! Es ist recht traurig, daß wir gar so arm sind. So lange Vater lebte, konnten wir nicht klagen. Nun er todt ist und sich's ergiebt, daß mehr Schulden da sind, als Vermögen, wissen wir kaum noch, wo wir unser Haupt hinlegen sollen. Viel bitterer ist es für uns noch, weil wir's nicht gewohnt sind und haben nicht dran gedacht, daß es uns so schlimm ergehn wird.

Ich weiß nicht, es ist mir, als wenn ich es schon bereuen müßte, daß ich Dich verlassen habe und nach Breslau gegangen bin. Ich will aber standhaft sein, denn ich thats ja, um Deinen Kummer zu erleichtern; sonst möchte ich wohl gern wieder bei Dir sein, sollte ich auch Salz und Brod nur haben mit Dir. Daß ich meine Füße unter fremder Leute Tisch stecken muß, das will ich gern ertragen, man ist überall zu Haus, wo man seine Schuldigkeit thut — und meine Herrschaft meint's auch gut zu mir, weil ich thue, was meine Pflicht ist. Aber es ist doch ein schmerzvoller Unterschied, Magd zu sein in einer Schankwirthschaft gegen früher, wo ich Kindeslust habe genossen im stillen Elternhause. Wie war es so friedlich und geruhig bei uns daheim, und welch ein Lärm und Toben ist hier vom hellen Morgen bis in die sinkende Nacht.

Viel lieber hätte ich einen noch schwerern Dienst genommen, wenn ich hätte unterkommen können bei stillen Leuten, aber ich fand keinen andern Dienst, als den wo ich bin und mußte froh sein, ihn zu erhalten, denn es ist kein groß Wählen und Federlesen hier. Doch das Wirthshausleben will mir nicht in Kopf. Jeder Bursch oder Mann, er mag aussehen, wie der Mond im Vollen oder wie der Schuster vor Tage, will vor seine Paar Groschen, die er hier verzehrt, mich anpacken und herumholen, einer unverschämter, als der andere. Sie reißen Einem das Zeug vom Leibe und sagen Einem Dinge vor, daß man sich die Ohren zustopfen möchte. Wie ich zu Haus war, bin ich schon nicht gern zum Tanz gegangen, weil man eines Jeden sein Löffel sein soll; aber hier ist's noch schlimmer, denn es scheint fast, als wäre eine junge Magd im Wirthshaus schuldig und verbunden, dem Gaste zu jeder Flasche Bier ein Stück von ihrer Ehre zuzugeben. Aber Mutter, Sie können das heilige Abendmahl darauf nehmen, daß ich mich nicht wegwarf; ich habe gestern einem Kerl, der mich unschicklich anfaßte, eine Ohrfeige gegeben, daß ihm der Kopf summte und wagt ers noch einmal, so kriegt ers so von mir, daß er seine Knochen im Schnupftuch wickeln soll. Nun soll ich freilich nicht grob sein gegen die Gäste, und Madame scheltet mich eine Wiedergespenstige und frägt mich, ob ich davon entzwei ginge, wenn mich Einer anfaßt, aber ich hab's ihr gut gegeben, sie soll nicht glauben, daß ich mich einer Herrschaft auf diese Art verkaufe. Doch sieht sie das auch wohl ein und meint nur, man muß Geduld haben, jede Nahrung bringt ihre Sorgen und leben muß man doch.

Nun liebe Mutter, leben Sie recht wohl, sobald ich mein Lohn kriege, will ich's redlich mit Ihnen theilen. Vorläufig habe ich Ihnen nur schreiben wollen, wie es mir geht. Lassen Sie sich nicht bange sein; es ist im Geiste stets bei Ihnen Ihre Sie liebende Tochter

Hedwig.

Rußlands Heer, Flotte und Finanzen.

Unter dieser Ueberschrift befindet sich in der zu Heidelberg vom berühmten Geschichtsschreiber der „Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen", G. G. Gervinus, herausgegebenen „Deutschen Zeitung" (Nr. 193. 12. Juli. Beil.) ein Aufsatz, der in lebensfrischer, offenbar mit großer Sachkenntniß geschriebener Darstellung die Hilfsquellen des russischen Riesenreiches, seine Heeresmacht, seine Schiffskräfte prüft und zu gleicher Zeit einen allgemeinen Ueberblick über die politische Weltstellung dieses Kolosses im Revolutionsjahre von 1848 entwirft. Wir wollen versuchen, einen kurzen Auszug unsern Lesern zu liefern, da leider der Raum unsers Blattes nicht die Mittheilung des Ganzen gestattet und wir nicht gern Aufsätze durch mehrere Nummern hindurch zersplittern. Wir kommen auf den Aufsatz hauptsächlich deshalb, weil wir hoffen, der weitverbreiteten Angst vor russischen Heeren dadurch im Leserkreise dieses Blattes einen Damm setzen und beweisen zu können, daß die gefürchteten Kräfte des russischen Czaarenthums gar nicht so bedeutend sind, als sie oft ausgesprengt werden.

Die russische Armee soll eigentlich bestehen aus einer Million Menschen; der wirkliche Bestand wird aber höchstens auf 7—800,000 Mann anzuschlagen sein, die Kosaken sowie alle Reserve- und Invalidenkorps mit eingerechnet. Wenn nun für den Krieg im Kaukasus, für Aufrechthaltung der Ordnung im Innern des unermeßlichen Reiches, für die Sicherheit der weiten Grenzen gegen China, Persien, die Türkei, Schweden, endlich für das Niederhalten Polens sehr große Truppenmassen nöthig sind, so wird man nach angestellten genauen Berechnungen höchstens 300,000 Mann als die Zahl annehmen können, die Rußland in einem Kriege gegen Deutschland in's Feld stellen könnte. Durch starke Rekrutirungen werden freilich bedeutende Reserven gebildet werden, diese könnten aber bei den ungeheueren Entfernungen nur langsam herbeigezogen werden, zumal da Rußland nur zwei Chausseen und noch keine vollendete Eisenbahn hat. Die Rekrutirungen, deren Stärke früher nach dem jedesmaligen Bedürfniß der Armee bestimmt wurde, sollten seit den menschenraubenden Kriegen im Kaukasus regelmäßig in einer Hälfte des Reiches und zwar zu 4 von 1000 stattfinden, was auf eine der Rekrutirung unterworfene Bevölkerung von ungefähr 50 Millionen jährlich 100,000 Mann betragen hätte. Es sind aber nicht blos 4, sondern gewöhnlich 8 vom 1000 ausgehoben worden, so daß in jedem Jahre wenigstens $\frac{1}{7}$, oft bis $\frac{2}{7}$ der russischen Armee aus Rekruten ergänzt wird. Die Rekrutirung geschieht durch's Loos, zu welchem Uebelstande noch die Bestechung tritt, welche von den Gemeinden angewendet wird, um die ordentlichen arbeitsamen Leute sich zu erhalten, die Taugenichtse aber anzubringen; man zahlt dafür, daß jene für untauglich, letztere aber für tauglich erklärt werden. Auf diese Weise kommen nun schon größtentheils sehr schlechte Subjekte zum Militär. Nun hat aber noch jede Gemeinde das Recht, Taugenichtse aus ihrer Mitte zu jeder Zeit auf künftige Abrechnung als Rekruten in's Heer zu stellen, wozu noch die kommen, welche Kriminalverbrechen begangen haben und die man nicht gerade an den Jenisei und in die sibirischen Bergwerke schicken will. So kommt also eine sehr große Zahl wirklicher Verbrecher in's Heer, und wie das auf Ehrgefühl und Moralität des Ganzen wirken muß, liegt klar vor Augen. Daß das Ehrgefühl nicht gehoben wird, bewirkt die wahrhaft kannibalische, hündische Behandlung der Soldaten, welche alles nur thun, weil sie müssen und ihnen der Stock des Corporals wie das Schwert des Damokles stets über dem Haupte oder vielmehr Rücken schwebt. Die verhältnißmäßig sehr Wenigen, die 15 Jahre voll Schlachten, Entbehrungen und Mißhandlungen überleben, treten in die Reserve und werden in ihre Heimath entlassen, wo sie dann ihren früheren Gemeinden und in der Regel sich selbst zur Last sind. Ihre Pension beträgt nur wenig Rubel für's Jahr; Arbeiten zu Hause und im Felde haben sie verlernt und führen daher meistens ein elendes Leben. Vor einigen Wochen sind auch diese zum Dienst nach Polen berufen. Von irgend einer Bildung kann bei ihnen gar keine Rede sein, denn auf den Dörfern gibt es keine Schulen und in den wenigen Städten wachsen die unteren Klassen auch ganz ohne Bildung auf. Daß die moralische Kraft derselben deshalb nur eine sehr geringe sein kann, ist wohl voraus einleuchtend. Dagegen fehlt es dem Russen nicht an natürlichen Gaben, er findet sich leicht und schnell in gegebene Verhältnisse, hat angeborenen Muth und wird durch die strenge Dressur zu einer Art Maschine, so daß er so lange in der Schlacht steht, bis der Offizier befiehlt, und wenn Tausende um ihn stürzen. In Massen ist der russische Soldat daher ein sehr guter zu nennen,

aber in der Vereinzelung fehlt es ihm an Einsicht und raschem Ueberblick der Verhältnisse. Außerdem ist er an Hitze und Kälte und besonders an Hunger gewöhnt, und ist es gern im Kriege, wo es ihm leidlicher geht, wie im Frieden beim schauerlichen Paradedienst. Die russische Artillerie hat wegen ihrer ausgezeichneten Dressur stets in allen Kriegen einen guten Ruf genossen, und die Reiterei ist, was die Pferde anbetrifft, die beste in Europa. Die Schützen, meist Finnländer, sind sehr geübt, die Garden jedoch mehr ein Soldatenspielzeug des Kaisers. Von den Kosaken, die c. 100,000 Mann aufstellen können, braucht nichts gesagt zu werden; so brauchbar wie sie als Posten und Verfolger des geschlagenen Feindes, so unbrauchbar sind sie zum Angriff.

An guten Generälen ist ein großer Mangel, wenigstens an thatkräftigen. Pasquewitsch ist nahe an 70 Jahr alt; Tschernitscheff hat bereits dieses Alter; Woronzoff hat sich mehr durch diplomatische als militärische Thaten ausgezeichnet; Panowski hat durch den unglücklichen Zug nach China eine traurige Berühmtheit erlangt; Saß, der Kurländer, würde ein guter Reiter, aber ein schlechter Ober-General sein; Rüdiger wurde bekanntlich in den türkischen und polnischen Krieg geschickt, weil er nichts lernen wollte; Pahlen, ein sehr ernster und gebildeter Mann, dürfte schwerlich seines Alters wegen den Krieg mitmachen. Die Generäle Lieven, Sacken und Kotzebue endlich dürften schwerlich den Oberbefehl gegen ein deutsches Heer erhalten, weil sie eben Deutsche sind und der Kaiser in einer Zeit, wo er den Religonsfanatismus anregt, schwerlich den von den Russen gehaßten Deu schen eine so hohe Stellung anvertrauen könnte. Es müßte also ein Suwarow erstehen, wenn die Russen siegen sollten; denn wenn auch der erste Stoß furchtbar sein wird, so wird er ausgehalten werden, und überdies kann die Armee nicht zu weit in Deutschland einrücken und nicht zu lange dort verweilen.

Denn es gibt für den russischen Kaiser bei uns noch etwas Furchtbareres, als die Heeresmacht, nämlich die Macht des entfesselten Gedankens, die Macht der Freiheit. Diese würde Freiheitsgedanken bei einem längeren Aufenthalte in Deutschland unter das Heer, insbesondere die Offiziere, bringen, wodurch die einzige Stütze des Kaisers, das Heer im Innern um seinen Scepter zu halten, genommen und ein Umsturz des ganzen Reiches herbeigeführt werden könnte. Ja, wir vermuthen, daß eben um dieser letzten Gefahr willen der russische Krieg gar nicht so nahe bevorsteht, als man behauptet, und daß Rußland nur durch außerordentliche Ereignisse wird vermocht werden können, zum Angriffe zu schreiten, bei dem es zumal die ebenso unglückliche als treulose Nation der Polen hinter sich lassen müßte.

Wie schon angeben werden konnte, daß Rußlands Armee im Falle eines Krieges mit Deutschland an guten Feldherrn Mangel haben dürfte, so ist dies noch mehr der Fall mit der Flotte, deren Leitung größtentheils erbärmlich ist. Die Flotte, von Außen schön und bunt anzusehen, ist für den Krieg untauglich, obwohl die russischen Matrosen gute Seeleute sind. Sie kann sich daher mit der englischen nicht im Entferntesten messen.

Was endlich die Finanzen anbetrifft, so befinden sich die russischen trotz des Pompes, mit welchem die Goldbarren in St. Petersburg aus einem Keller in den andern gebracht werden, in einem sehr bedenklichen Zustande. Rußlands Schuldenlast ist ungeheuer, die Ausgaben bei dem herrschenden Bestechungs- und Diebssystem großartig, der Kredit vollkommen vernichtet. Als Cancrin, der Finanzminister, abtrat und kein Anderer die Verantwortlichkeit übernehmen wollte, machte der Kaiser selbst die Geschäfte mit den Banken von London, Wien und Paris ab, zugleich aber ein Taschenspielerkunststück, das ihm gefährlich werden dürfte. Schon unter Katharina II. waren viel Papierrubel zu gleichem Werthe der Silberrubel ausgegeben worden; dies geschah in großer Menge unter den folgenden Regierungen, so daß endlich der Werth auf den vierten Theil sank. Jetzt ist Gold und Silber beinahe ganz aus dem Verkehr geschwunden. Da gab der Kaiser 600 Millionen neuer Papierrubel aus zum vollen Werthe der Silberrubel und versprach, die alten entwertheten zu einem bestimmten Course anzunehmen. Schon jetzt fangen sie zu sinken an, dies wird beim Kriegsausbruch in erhöhtem Maaße geschehen, die Nation um viele Millionen betrogen werden und die Kriegsbegeisterung etwas abkühlen.

Rußland hat jetzt nur zwei Bundesgenossen, Dänemark und Schweden. Dänemark wird seine Kräfte bald ganz erschöpft haben; ein Bündniß Rußlands mit Schweden würde, was beinahe schon jetzt der Fall ist, bald unpopulär sein und könnte König Oskar's Fall nach sich ziehen, zudem die Russen wegen Finnland und Liefland dort im Volke so verhaßt sind wie bei uns. Deutschland hat nur einen Bundesgenossen, die öffentliche Meinung der gebildeten Nation von ganz Europa, doch genügt diese, und obgleich der russische Goliath ein gewaltiger Mann ist, so dürfte und wird ihn der deutsche David, wenn er einig und entschlossen handelt, sicherlich durch seine Schleuder zu Boden werfen.

Der polnische Flüchtling.

Eine Geschichte aus der neuesten Zeit von August Braß.

Nicht gar so weit von der Grenze des ehemaligen Freistaats Krakau entfernt, den jetzt Oesterreich in Besitz genommen hat, weil so viele Unruhstifter d'rin wohnen, liegt, auf dem kaiserlichen Gebiete, ein Dörfchen so still und friedfertig mitten in einem fruchtbaren Thalgelände, daß man glauben sollte, die Leute, die da wohnen, müßten auch ein recht glückliches, still zufriedenes Leben führen und Verbrechen und Uebelthat könnten unter ihnen gar nicht vorkommen. Aber Du lieber Gott, Noth und Elend und Unzufriedenheit finden sich überall, und wo die erst eingekehrt sind, kommt bald Alles Uebrige hintendrein. So ist's auch da gewesen. Der Besitzer des Dörfchens und der vielen Güter in der Nachbarschaft war ein reicher, reicher Herr, der in Wien lebte, und sich wenig um seine Unterthanen kümmerte, wenn nur die Verwalter, die er über seine Besitzungen eingesetzt hatte, zur rechten Zeit das Geld einschickten. Im Uebrigen mag er ein ganz guter, lieber Herr gewesen sein, das weiß ich nicht näher, gehört auch nicht weiter hierher, aber das steht fest, daß der Verwalter des Dörfchens, von dem ich Euch hier erzählen will, ein rauher, harter Mann war, der die Leute schund und plagte, wo er nur konnte, damit er seinen eigenen Vortheil besser wahrnehmen und sich auf seines Herren und dessen Unterthanen Kosten bereichern möge.

Nun war in diesem selbigen Dorfe ein hübsches Mädchen, Kathinka geheißen, die hatte keinen Vater und keine Mutter mehr, sondern war bei ihrem Oheim, der die kleine Schenke besaß, die wohl ein paar hundert Schritte vom Dorfe entfernt, aber dicht bei dem herrschaftlichen Garten lag. So war es wohl natürlich, daß Kathinka den Verwalter kannte, und der Verwalter kannte Kathinka und hatte sie gekannt, als sie fast noch ein Kind war. Er warf alsbald ein Auge auf das Mädchen, als sie herangewachsen war, und die Leute im Dorf sprachen unter einander allerlei davon, denn man weiß wohl, es wird manchmal ein Wort mehr geredet, als eigentlich verantwortet werden kann. Das war aber bei Kathinka gewiß auch der Fall, denn obwohl sie recht gut wußte, daß der Verwalter nur ihretwegen so oft bei ihrem Oheim verkehrte, dachte sie doch viel zu brav, sich irgendwie mit ihm einzulassen. Dazu kam aber noch, daß sie einen andern hatte, der ihr weit besser gefiel, als dere Verwalter, und das war einer drüben vom Krakauer Gebiet, Kolzicki mit seines Vaters Namen, ein schlanker, kräftiger Bursche von fünfundzwanzig Jahren, mit schwarzem Haar und Bart und einem Paar Augen, die wie Leuchtkugeln blitzten. Von Grund seines Herzens aus war er eigentlich ein braver, rechtlicher Mensch, hatte aber auch seine Fehler, von denen war wohl der größte der, daß ihn sein Vater gelehrt hatte, es sei keine Sünde, den großmächtigen, reichen Kaiser von Oesterreich um einen geringen Theil seiner Einkünfte zu bestehlen; es giebt leider noch gar Viele, die es für kein Unrecht halten, Staat und Gemeinde um die Steuern zu betrügen, und man kann diesem wohl nicht genug begegnen; — nämlich er war seines Gerbes ein Schmuggler. Sein Vater hatte ihn dazu von Jugend auf erzogen, und da er im Uebrigen, wie schon gesagt, das Herz und den Kopf auf dem rechten Flecke hatte, so war's gar kein Wunder, daß er in diesem abenteuerlichen Geschäfte sich auszeichnete, und sein Name bei den österreichischen Grenzbeamten wie unter seinen Kumpanen bald eine Art von Berühmtheit erlangte. — So war also der Mann beschaffen, an dem Kathinka mit ihrer ganzen Seele hing, und von welchem sie ebenso mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Charakters wieder geliebt wurde.

Der Kolzicki wußte indessen von den Bewerbungen des Verwalters um Kathinka, denn sie hatte kein Geheimniß vor ihm, und wenn er auch weiter nicht eifersüchtig war, reichte doch schon der Gedanke hin, daß ein Anderer sich um sein Mädchen bemühe, um ihn in die äußerste Wuth zu bringen, daß er die fürchterlichsten Drohungen gegen den Verwalter ausstieß, wenn der noch einmal der Kathinka mit einem Wort oder einem Blick zu nahe käme. Dieser wußte das auch recht gut, aber er war ebenfalls nicht der Mann, sich zu fürchten, sondern mit einer Art von Trotz setzte er seine häufigen Besuche in der Schenke fort und sagte, er mache sich aus den Drohungen des Krakusen auch nicht so viel. Da hatte nun die arme Kathinka natürlich viel Angst und Noth auszustehen, die Sache nur immer gütlich zu vermitteln, daß der Haß der beiden Männer nicht in helle Flammen ausbrach. Sie litt es gar nicht mehr, daß Kolzicki in die Schenkstube hineinkam, auch wenn der Verwalter gar nicht da war, sondern sie nahm ihn mit in ihr Stübchen, da plauderten sie zusammen, wie Verlobte thun, denn um Johanni

sollte die Hochzeit sein, und ihr Onkel, der einsah, daß sie Recht hatte, ließ sie gewähren und behalf sich lieber mit der Magd allein, um jedes Unglück zu verhüten.

Seit längerer Zeit nun hatte Kathinka in dem Benehmen ihres Bräutigams eine Veränderung wahrgenommen, nicht etwa, daß er in seiner Zärtlichkeit und Liebe zu ihr nachgelassen, behüte Gott, aber es war eine Unruhe, eine fast ängstliche Hast in ihm, wie wenn Einer etwas Wichtiges hat, das seinen Geist bei Tag und Nacht in Anspruch nimmt. Sie fragte ihn zwar oft genug, was ihm denn fehle, er aber antwortete aber immer, es sei nichts, gar nichts; und als sie immer auf's Neue in ihn drang, meinte er endlich, sie möchte nicht weiter fragen, es werde bald genug offenbar werden. Das war auch wirklich der Fall. Eines Tages ging ein dumpfes Gerücht durch das Dörfchen, Niemand wußte recht, wo es hergekommen war — die Einen sagten, ein hausirender Jude habe es mitgebracht, die Andern wollten es von zwei Landreitern gehört haben, — daß in Krakau eine Revolution losgebrochen sei, die Polen wollten ihre ehemalige Freiheit wieder gewinnen, die österreichischen Truppen wären schon aus der Stadt gejagt, und das ganze Land im Aufstand. Ein Scheerenschleifer, der Abends ins Dorf kam, konnte zwar auch nichts Gewisses darüber sagen, aber er brachte die Kunde, daß er allerdings nach der Gegend von Krakau hin ein scharfes Schießen gehört habe, aber ob die Polen oder die Kaiserlichen das Feld behalten, davon wußte er nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein gutes Pferd, welches einmal der Liebling seines Herrn geworden, ist dem Araber um keinen Preis feil. Will Jemand von einem andern Stamme ein Pferd, welches seine Augen auf sich gezogen, erlangen, so kann dies selten anders, als durch Raub geschehen. Auf solche Weise sind schon oft die ernstesten Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen entstanden. — Ein Scheikh vermißte einst eine seiner schönsten Stuten von einer beliebten Pferderace, und man konnte durchaus nicht ermitteln, ob dieselbe sich verlaufen habe, oder ob sie gestohlen worden sei. Einige Tage darauf entführte ein junger Mann von einem andern Stamme die Tochter desselben Häuptlings, welche er seit längerer Zeit vergeblich zur Frau begehrt. Der Scheikh und seine Leute verfolgten die Flüchtigen, es gelang ihnen jedoch nicht, sie einzuholen. Der alte Schweikh schor hoch und theuer, der Räuber müsse auf dem Teufel oder auf seiner verloren gegangenen Stute geritten sein, — und wirklich ergaben die angestellten Nachforschungen, daß der Räuber seiner Tochter und seiner Stute ein und dieselbe Person war. Der Zorn des Scheikhs milderte sich sehr durch die Ueberzeugung daß sein Pferd von keinem andern fremder Race an Schnelligkeit übertroffen worden, und er verzieh gern den Raub seine Tochter, um nur wieder in den Besitz seiner Stute zu kommen.

Metternich, Ludwig Philipp und Guizot sollen den europäischen Contingent verlassen und nach Australien übersiedeln wollen. Metternich will vermöge eines artesischen Brunnens von dort aus die Verbindung mit seinem Schloß Johannisberg unterhalten.

Ein Fremder fragte in Leipzig einen ihm begegnenden Einwohner: „Können Sie mir nicht sagen, wie man nach dem Reichenbachschen Garten geht?" — „Hören Sie, wissen Sie was, das will ich Ihnen sagen, das weeß ich nicht!" antwortete der Gefragte.

Eine junge Dame in Berlin hatte eine reiche Erbschaft gemacht. Bald bewarb sich um ihre Hand ein Dichter, der vom Ertrage seiner Verse nicht leben konnte, und sich daher auf Gelegenheitsgedichte versuchen wollte.

Uebersicht der am 23. Juli 1848 predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Cand. Hildebrand, 5½ U.
Amtspr.: Diac. Hilse, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Herbstein, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Sen. Berndt, 5½ U.
Amtspr.: S. S. Ulrich, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Weiß, 1½ U.
St. Bernhardin. Frühp.: Diac. Dietrich, 5½ U.
Amtspred.: Sen. Krause, 8½ U.
Nachmittagspr.: G. S. Gossa, 1½ U.
Hofkirche. Amtspr.: C. R. Falk, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Etzler, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: G. S. Zacharias, 9 U.
Nachmittagspr.: Pred. Hesse, 1½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: G. S. Frommberger, 9½ U.
St. Barbara. Amtspr. Civ.-Gem.: Cand. Mörs, 7 U.
Nachmittagpr.: Eccl. Kutta, 12½ U.
Krankenhospital. Amtspr.: Pred. Dondorf, 9 U.
St. Christophori. Vormittagspr.: Past. Stäubler, 8 U.
Nachmittagspr.: Past. Stäubler, (Bibelst.) 1½ U.
St. Trinitatis. Pred. Blumenberg, 8½ U.
Missionspred.: Pred. Caro, 3 U.
St. Salvator. Amtspr.: Pred. Blumenberg, 7½ U.
Nachmittagspr.: Eccl. Laffert, 12½ U.
Armenhaus. Pred. Jäkel, 9 U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Direkt. Dr. Sauer.
St. Maria. (Sandkirche.) Amtspr.: Cur. Gomille.
Nachmittagspr.: Capl. Spieske.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Capl. Renelt.
Amtspr.: Cur. Pantke.
St. Adalbert. Amtspr.: Capl. Aulich.
Nachmittagspr.: Curatus Kammhoff.
St. Matthias. Frühpr.: Pfarrer Hoffmann.
Amtspr.: Cur. Kausch.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Pfarrer Thiel.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspred.: Pred. Vogtherr. 11 Uhr.
Im Armenhause. Nachmittags: Pred. Wagner. 3 U.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.